

Die Beziehung von Mensch zu Mensch

Autor(en): **Löffler, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Wissenschaftlicher und administrativer Teil = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles. Partie scientifique et administrative = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **140 (1960)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-90531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Beziehung von Mensch zu Mensch

Prof. Dr. W. Löffler, Zürich

Wenn wir zum Schluß der Tagung noch einen Blick auf die Beziehungen von Mensch zu Mensch werfen, so kommt in diesem unermeßlichen Gebiet, mehr als in andern Bezirken der Naturwissenschaften, den psychischen Beziehungen als Korrelaten der somatischen oft ausschlaggebende Bedeutung zu. Wir erinnern an antike Weisheit, die diese Beziehungen beleuchtet; des Aristoteles Feststellung: der Mensch sei ein politisches Lebewesen, «Zoon politikon», stellt den Menschen nicht nur an die Spitze der Lebewesen, sondern auch mitten in eine geordnete Gemeinschaft seinesgleichen und sieht darin ein Hauptmerkmal.

«Vieles ist unheimlich, das Unheimlichste aber ist der Mensch», sagt Sophokles in Bewunderung vor dem Menschengestalt und in Furcht vor Leistungen, die das Maß zu übersteigen drohen.

Und Anacharsis, befragt, was den Menschen am gefährlichsten sei, antwortete: «Sie sich selbst.»

Die Erkenntnis des Kopernikus, die die Erde und damit den Menschen der zentralen Stellung im Weltganzen beraubte, hat erstaunlich wenig auf die Beziehungen von Mensch zu Mensch zurückgewirkt, wenn wir absehen von den temporären Verfolgungen, die die Innovatoren so häufig über sich ergehen lassen mußten.

Relativitätstheorien und Spaltung der Atomkerne, so großartige Einblicke sie in das Wesen von Raum und Zeit, Energie und Materie vermitteln, haben hier auch nicht stärker gewirkt.

Ein ähnliches Verhalten läßt sich auf dem Gebiete der Heilkunde erkennen, in viel engerem Rahmen, aber in einem Gebiet von Mensch zu Mensch.

Theorie, Erkenntnisse, Leistungen haben sich gewaltig entwickelt, das Verhältnis Patient zu Arzt aber hat sich nur wenig geändert. Seit jeher hat der Arzt an den Grenzen der jeweils gegebenen Möglichkeiten zu wirken; die Verschiebung der Grenzen nimmt ihn automatisch mit. Gestern Erreichtes, fast als Wunder empfunden und begrüßt, ist morgen Selbstverständlichkeit. Und schon ertönt wieder der Ruf nach mehr. Denn wird eine schwere Krankheit beseitigt und verlängert sich damit die durchschnittliche Lebensdauer, so tritt, sobald diese Frist erfüllt ist, eine andere Krankheit an ihre Stelle, keine Lücke wird sichtbar. Sie kann nur statistisch nachgewiesen werden. Sie muß sich schließen, denn alles

Leben ist dem Tode verfallen, auch wenn es bis dahin etwas länger dauert. Daß aber Schmerz und Leiden entscheidend gemildert werden können, wird nicht empfunden, denn wir leiden unsere eigenen Leiden, nicht die vergangener Geschlechter, die ungleich größer gewesen sind.

Sie kennen die Klassifikation der Wissenschaft Charles Eug. Guyes, die er metaphysische Klassifikation nennt, unter Betonung der jeweiligen transzendentalen Natur der Grundbegriffe, der Zahl, des Raumes, der Materie bzw. Energie, des Lebens, des Gedankens bzw. des Bewußtseins und damit des Gewissens. Damit ist nun auch die Grenze des Naturerkennens überschritten.

Anthropomorph gesehen, ist die Physiologie als Lehre von den Funktionen in der belebten Welt als Königin der Naturwissenschaften bezeichnet worden. Auch die Geisteswissenschaften haben ihre Königin, die Geschichte. Über beide breitet die Philosophie ihren Baldachin. Von ihr aus geht der Blick ins Metaphysische.

Wie das Bewußtsein das eigene Ich erkennt, so vermittelt oder spiegelt es den Mitmenschen, nicht wie er ist, sondern wie ihn die Sinneswahrnehmungen erkennen lassen. Das Verhältnis von Mensch zu Mensch wird zunächst von innen heraus bestimmt.

Wir stehen damit an der Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, einer Grenze, an die wir von beiden Seiten her immer wieder gelangen. Damit kommen wir bald an die eine, bald an die andere Seite des Hiatus zu stehen, der unüberbrückbar ist und bleibt.

Von Jacob Burckhardt wird die Situation klar umschrieben: «Die Natur bietet die höchste Vollendung des Organismus der Spezies und die größte Gleichgültigkeit gegen das Individuum . . . Auch die Menschengeschlechter im Naturzustand gehören noch hieher, ihre Existenz mag den Tierstaaten ähnlich gewesen sein.

Die Geschichte dagegen ist der Bruch mit dieser Natur, vermöge des erwachenden Bewußtseins. Zugleich aber bleibt noch immer genug vom Ursprünglichen übrig, um den Menschen als reißendes Tier zu zeichnen. Hohe Verfeinerung der Gesellschaft und des Staates besteht neben völliger Garantielosigkeit des Individuums und neben beständigem Triebe, andere zu knechten, um nicht von ihnen geknechtet zu werden.

In der Natur bestehen Genus, Spezies, in der Geschichte Volk, Familie, Gruppe. Durch einen urtümlichen Trieb schafft jene in unendlicher Varietät die Gattungen bei großer Gleichheit der Individuen.

Hier ist die Varietät, freilich innerhalb der einzigen Spezies homo, lange nicht so groß; es gibt keine scharfen Abgrenzungen, die Individuen aber drängen auf Ungleichheit, d. h. Entwicklung.»

J. B. S. Haldane formuliert in Kürze: «Wir sind als Säugetiere hin und her gezerrt zwischen egoistischen und sozialen Trieben. Das Bestehen derartiger Konflikte im Leben einer normalen Arbeitsbiene ist sehr unwahrscheinlich.»

Auseinanderstrebende Tendenzen, zentrifugale Kräfte in der Gemeinschaft werden gefördert durch glückliche Zeiten, Wohlleben, Prosperität, Hochkonjunktur.

Die stärkste Kraft zum Zusammenschluß der Einzelnen zur Gemeinschaft liegt in gemeinsamer Gefahr.

Wie die Schweiz einst durch den schweren Druck Habsburgs und Burgunds zusammengeschlossen wurde, auf kleinem Raum heterogenes, hartes Material, gepreßt wie die Nagelfluh, so haben in gleicher Weise die großen Seuchen das gefahrlose Zusammenleben der Menschen erzwungen und damit die Grundbedingung größerer menschlicher Agglomerationen geschaffen.

Bei Nachlassen der Gefahr versinkt sie in Vergessenheit, und mit ihr erlischt die Abwehrbereitschaft.

Die Präambel zur Verfassung der USA nennt als Zweck des Staates unter anderen «the pursuit of happiness», das Streben nach Glückseligkeit. Man staunt leise, doch birgt die Formel nichts anderes als den Gedanken des Wohlfahrtsstaates, nach dem auch europäische Völker tendieren. Die amerikanische Formulierung ist nüchterner, diesseitiger als der Eingang unserer im Transzendenten verankerten Verfassung.

Dort, wo die Psyche nicht nur beobachtend, sondern mitreagierend in Erscheinung tritt, dort verlangt das irrationale Moment stärkere und stärkste Beachtung. Das ist einer der Gründe des gelegentlichen Mißverstehens zwischen Naturwissenschaft und Medizin.

Das Bewußtsein des Sterbens, die Furcht vor dem Tode, vor den Schrecken von Krankheit und Siechtum bilden die Wurzeln von Religion und Philosophie, aber auch der Kunst, ursprünglich als Bitt- oder Dankopfer, und schließlich der Heilkunde und damit der Wissenschaft.

Die ursprünglichste und wichtigste Beziehung von Mensch zu Mensch, die früheste und bleibende, ist die Beziehung von Mutter zu Kind. Diese biologisch für den Fortbestand des Individuums wie der Gesamtheit entscheidende Beziehung ist von seiten der Mutter eine solche des Gefühls, nicht des Intellekts, und zunächst unilateral. Somatisch beginnend, reflexartig, nach präformierten Mechanismen und Instinkthandlungen, wird sie erst in der Folgezeit affektiv auch von seiten des Kindes.

Die Pflege durch die Mutter kann nicht durch das Kollektiv ersetzt werden. Das Kollektiv ist dem Kind nicht verständlich.

Das Verhältnis von Mutter zu Kind trotz aller Schwierigkeiten des Lebens, kann auch zu Ungerechtigkeiten gegenüber der Umwelt führen, wenn die Mutter, unbeirrbar, auch zum asozial gewordenen Kinde steht. Das Verhältnis von Kind zu Mutter ist meist nicht so unerschütterlich. Wird der Erwachsene aber in Krankheit pflegebedürftig und nähert er sich damit in seiner Mentalität wieder dem Kinde, so gibt ihm die Mutter den Halt.

Die Beziehung von Vater zu Kind ist stärker intellektuell gefärbt, ist nicht so eng. Der Vater tritt erst nachhaltiger in den Gesichtskreis des Kindes, wenn sich dessen kleine Welt zu erweitern beginnt.

Aus der Pflegebegabung und dem Pflegebedürfnis der Frau entspringt auch dasjenige gegenüber Familie und Umwelt und damit die Krankenpflege im weitesten Sinne, als wichtiger Sektor menschlicher

Beziehungen. Hier weise ich auch auf das Problem des Mangels an Pflegerinnen und Schwestern hin, das ja nur allzu bekannt ist.

Werfen wir einen Blick auf frühere Zustände der menschlichen Gesellschaft, so bedeutet die Beziehung von Mutter zu Kind ein entscheidendes Moment in der Gestaltung der Gemeinschaft.

Herodot berichtet: «Die Lykier benannten ihre Kinder nicht, wie die Hellenen, nach den Vätern.» Bachofen hat diese geschichtliche und naturgesetzliche Erscheinung in ihrer Allgemeinheit erkannt und nannte sie Gynäkokratie oder Mutterrecht.

Der Kulturphilosoph hat klar gesehen und durch eine große Zahl von Belegen den Nachweis erbracht, daß hier ein allgemeines Geschehen vorlag, daß es nicht nur einem bestimmten Volke eigen ist, sondern eine Kulturstufe der Menschheit bedeutete, Folge der Gleichartigkeit und Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur.

Der Gynäkokratie geht nach Bachofen eine Zeit des regellosen Hetärismus voran. Gynäkokratie ist also eine Durchgangsstufe der Menschheit von der tiefsten Stufe des Daseins zu der höchsten.

So betrachtet, erscheint die Gynäkokratie als Zeugnis für den Fortschritt der Kultur, notwendige Erziehungsperiode der Menschheit, Verwirklichung eines Naturgesetzes, das in den Völkern nicht weniger als an jedem einzelnen Individuum seine Rechte geltend macht.

Das Amazonentum erkennt Bachofen ebenfalls als allgemeine, nicht einem einzigen Volk eigentümliche Erscheinung, als ein vergessenes Stück Weltgeschichte, als temporäre Übersteigerung der alten Gynäkokratie.

Feindlich steht dieser Welt die Welt der Hellenen gegenüber. Mit dem Prinzipat der Maternität fallen zugleich ihre Konsequenzen. Die Entwicklung der Paternität rückt eine ganz andere Seite der menschlichen Natur in den Vordergrund. Dabei ist von besonderem Interesse: «Die dauernde Sicherstellung der Paternität verdankt die Menschheit der römischen Staatsidee, die ihr die juristisch strenge Form und konsequente Durchführung auf allen Gebieten des Daseins brachte. Diese Wirkung des Gesetzes ist dazu angetan, uns die ganze Schwäche der sich selbst überlassenen, durch keine strenge Form geschützten menschlichen Natur zum Bewußtsein zu bringen.» (Bachofen.)

Naturgeschichte und Geschichte fließen hier zusammen. Bachofen steht hier wohl der naturwissenschaftlichen Denkweise näher als der historischen.

Die Fortschritte der prähistorischen Forschung, die sich auf beiden Ebenen bewegt, haben die Feststellungen ergänzt und in manchen Punkten bestätigt, wenn Bachofen auch in Nebensachen nicht richtig gesehen haben mag.

Die Kunst, deren Aufgabe ja darin besteht, aus den emotionellen Quellen unserer Existenz zu schöpfen, die Kunst aller Epochen, von primitiven Völkern über die christliche Kunst, hat das Phänomen Mutter und Kind bis in die Gegenwart immer wieder behandelt.

Es ist geradezu symbolisch, daß die sogenannte Venus von Lespugue, wohl ein Fruchtbarkeitsidol, lange im «Jardin des Plantes» gestanden hat,

in naturhistorischer Umgebung; sie ist aus der Paläontologie in die Prähistorie überführt worden.

Die Mythen, in denen nach Bachofen jede tiefere Erfassung des Altertums liegt und die er als Quellen hoher Zuverlässigkeit erkannt hat, fanden in den Schicksalstragödien als Ausdruck des Waltens fundamentaler Naturgesetze ihren erschütternden Ausdruck.

Was der Mythos zu einem einzigen großen Unternehmen zusammendrängt, muß als der Ausdruck lange dauernder Kämpfe aufgefaßt werden.

Keine scharfe Grenze trennt die Zeitalter.

Neben neuen Anschauungen und Sitten findet eine Art Auspendeln der alten statt, in Konflikten, Schicksalstragödien, die mit der Notwendigkeit eines Naturgeschehens ablaufen.

Zur Vererbung: Von Anfang an liegt der Mensch und seine Beziehungen zum Mitmenschen im wesentlichen zwischen zwei großen Gewalten: dem noch unverrückbaren Amboß der Vererbung und den an den verschiedensten Punkten ansetzenden Hämmern der Umwelt, also Erziehung, Gewöhnung und Gewohnheit, und des Erlebens.

Hinter den großartigen Einblicken der Genetik in das Naturgeschehen erheben sich verantwortungsschwere Probleme über die Nachkommenschaft.

Die oft gehörte Frage, was ist entscheidender für den Menschen und sein Verhalten zum Mitmenschen, Heredität oder Erziehung, ist in dieser Form unrichtig gestellt.

Um ein Bild zu gebrauchen: Die Frage, ist die Besteigung des Matterhorns schwierig, ist unrichtig gestellt. Der Bergführer antwortet: Es kommt auf die Gesamtverhältnisse, Bergsteiger, Wetter usw. an. So ist es auch hier.

In extremen Fällen kann die Situation allerdings leicht beantwortet werden. Ein Kranker mit Chorea Huntington ist nach Soma und Psyche durch die Krankheit hereditär weitgehend determiniert (seltenes Leiden oder als Paradigma typisch). In irgendeiner Form wird der so Belastete und Erkrankte sozial schwierig, ja gefährlich, ja kann, wie nicht selten, zum Mörder prädestiniert sein, also in die extremste Negation menschlicher Beziehungen gedrängt werden.

Umgekehrt kann der hereditär Taubstumme durch geeignete Schulung zum vollwertigen Glied der Gemeinschaft werden.

Dazwischen liegt, alle betreffend, die unendliche Zahl der Wechselwirkungen zwischen hereditären und Umwelteinflüssen.

Der Pädagoge wird im allgemeinen das Erziehungsmoment in den Vordergrund stellen und sich trotz der Mißerfolge nicht abschrecken lassen; der Arzt wird, immer wieder durch die in der Erbmasse konzentrierten Energien überzeugt, geneigt sein, der Vererbung in bezug auf Mitmenschen größere und größte Bedeutung zuzumessen, ohne aber Wirkungen der Umwelt zu vernachlässigen.

Der Kanton Waadt hat erstmals die Sterilisation unheilbarer Geisteskranker, deren Nachkommen nach aller Voraussicht auch krank sein werden, gesetzlich festgelegt (1928).

Diese endgültige Unterbrechung des Erbstromes, analog der Dauerisolation unheilbar Infektiöser im Mittelalter (Lepra), kann bei dominant vererbten Leiden wirksam sein. Für leichtere Leiden mit dominantem Erbgang sind solche Maßnahmen aber unnötig, für solche mit rezessivem Erbgang aber sind sie so gut wie ausgeschlossen. In diesen Fällen muß aber sorgfältig Konsanguinität der Ehepartner, die an sich nicht schädlich ist, vermieden werden.

Lange Zeit hat die Auffassung von der Unbeeinflussbarkeit der Erb-leiden ärztliches Handeln gelähmt, nach dem Satz von MacAuliffe: «Le destin c'est les ancêtres.»

Die Aszendenz bestimmt das Unabänderliche der Person und ihres Verhaltens. Heredität eines Merkmals bedeutet heute aber für den Menschen keineswegs mehr immer schicksalsmäßige Determination und unbeeinflussbares Leiden.

Vergessen wir nicht, daß ein Dichter erstmals das persönliche und soziale Verhalten seiner Gestalten streng auf die Vererbung begründet hat, konsequent determiniert und besonders in ihren Auswirkungen auf den Schattenseiten des Lebens eindrücklich dargestellt: Zolas «Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire»; die Rougons-Maquarts sind konzipiert in den achtziger Jahren, also zwischen Gregor Mendel und der Wiederentdeckung seiner Gesetze.

Aus den rein deskriptiven damaligen medizinisch-psychiatrischen Daten hat Zola seine Gestalten (1200 an der Zahl) lebenswahr und medizinisch plausibel dargestellt nach seinem Satz: «L'hérédité a ses lois comme la pesanteur.» Damit hatte er besonders scharf geraten. Die Erbgesetze sind wie die sogenannten «ehernen» Naturgesetze Wahrscheinlichkeitsgesetze. Sie sind streng nur erfüllt, wenn das Postulat der großen Zahlen erfüllt ist, was beim Erbgang des Menschen nie der Fall sein kann.

Die konstitutionelle Bedingtheit des Verhaltens von Mensch zu Mensch kommt schon in den scharf gezeichneten Typen Shakespeares zum Ausdruck, wenn er Cäsar sagen läßt: «Laßt fette Männer um mich sein, mit kahlen Köpfen und die nachts gut schlafen.»

Der leptosom-schizoide Don Quichotte und der pyknisch-syntone Sancho Pansa, Coriolan und sein Gegenspieler Mennenius Agrippa waren als Typen populär, lange bevor die Wissenschaft sie erfaßte. Die biologische Variationsbreite bedingt manche Zwischenformen. Daß diese überwiegen, ändert nichts an der grundsätzlichen Richtigkeit der typischen Abstraktionen.

Schon als Schüler erlebt man unbewußt diese Typen, wählt unbewußt, instinktiv, auch wieder konstitutionell stark mitbedingt, seine Freunde, seinen Umgang, gleichdenkende, ähnlich reagierende Typen und schließt Freundschaften fürs Leben, auch Feindschaften bahnen sich gemäß solchen Konstellationen an. Ausschlaggebend ist oft die Person des Lehrers aller Stufen, als Anreger, Vorbild, Entfacher des «feu sacré», des Erkenntnisdranges.

Psychosomatik ist kein neuer Zweig der Medizin, sondern der älteste. Die Tempelheilkunde der Griechen war Psychosomatik. Ja der Verkehr

von Mensch zu Mensch ist, bald mehr, bald weniger, bald unbewußt, bald bewußt, populäre Psychosomatik.

Die Infekte: Wichtige Umwelteinflüsse, die das Verhalten von Mensch zu Mensch mitbestimmen, sind die Infekte, vor allem diejenigen, die als Seuchen von Mensch zu Mensch übertragen werden.

Solange Krankheit weder Mitmenschen noch Nachkommen gefährdet, ist sie Privatsache. Nur wenn gehäuftes Auftreten Kosten und Arbeitsausfall verursacht, wird allgemeineres Interesse aufgerüttelt.

Der Kampf der Menschheit gegen die Seuchen aber, und dadurch auch der Kampf mit sich selbst, hat menschliche Beziehungen grundlegend geändert, hat die Wohnkultur entwickelt, so die Trinkwasserbeschaffung, die Abwasserregulierung und vieles andere.

Die schwere Seuche des frommen 13. Jahrhunderts, die Lepra (Ausatz), hat menschliche Beziehungen tiefgreifend gestört, bedeutete doch die Krankheit Ausschluß aus der Gemeinschaft auf Lebenszeit; rigoros wurde damit die Krankheit in Europa so gut wie ausgerottet. In Afrika ist sie noch häufig. Die Zahl der Leprakranken wird zurzeit auf 12 Millionen geschätzt.

Grundsätzlich interessiert uns hier eine soziale Nebenwirkung: Gesunde haben, um der Versorgung willen, unter Vortäuschung von Lepra, Aufnahme in Leprosorien erschlichen.

Solches Verhalten geht weit über den Einzelfall hinaus, ist typisches Verhalten wenig lebensstüchtiger Menschen gegenüber der Gesamtheit. Wir werden ihnen später wieder begegnen. Sie streben sorgenfreies Leben an, losgelöst von der Allgemeinheit und auf Kosten derselben, eine Abart der «pursuit of happiness».

In schroffstem Gegensatz zur konsequenten Bekämpfung der Lepra stand die Hilflosigkeit der gleichen Menschheit gegenüber den Pesten. Die Pesten, alle erfassend, in kürzester Frist tötend, überstiegen menschliches Maß. Als Gottesgericht empfunden, schien die Seuche menschlicher Einwirkung unzugänglich. Erst dem Eingriff des hygienisch aufgeklärten Mailand ist die Überwindung der Pest in unseren Gegenden zu verdanken.

Drei grundverschiedene, eigenartige Kulturphänomene nahmen aus den Pestzügen ihren Ursprung.

Das Schuldgefühl führte zu den Geißlerzügen, den Flagellanten, Bußübungen mit einem Rankenwerk von Unfug und Verbrechen.

Die Künstler fanden die Inspiration für die Totentänze.

Das typische menschliche Bedürfnis nach Abwälzung einer Schuld auf andere Menschen, auf einen Sündenbock, wurde in erschreckender Weise offenbar, ein Ventil der Gesellschaft, das auch demagogisch geöffnet werden kann. So kam es zu den Judenverfolgungen unter dem Vorwand der Brunnenvergiftung. Das ist aber keineswegs Domäne des Mittelalters und der Pest. Als zu Beginn der zwanziger Jahre bei uns Pocken eingeschleppt wurden, war große Aufregung nicht unberechtigt, wegen des schlechten Imp fzustandes, und manche wurden beschuldigt, nur nicht solche, die die Impfung unterlassen hatten.

Unter der Helvetik und ihren Ministern Rengger und Stapfer, die der Genius loci zu nennen gebietet, war die Pockenimpfung unter den Damen der Gesellschaft zu einer Wohltätigkeitsübung geworden. Unglücksfälle durch diese Laienimpfungen brachten das Verfahren in Mißkredit. Es mußte die Laienimpfung verboten werden.

Die Geschichte der Pockenimpfung ist ein eigenartiges Kapitel des Verhaltens von Mensch zu Mensch. Die Impfung schützt mit Sicherheit, wenn alle geimpft sind, «alle für einen».

Beispiel: Schweizer Studenten hatten sich in Nordafrika ohne das obligatorische Impfzeugnis eingeschlichen. Sträfliche Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen! Bei der Ausreise zwangsläufig geimpft, schimpften sie über die Afrikaner und merkten nicht, daß sie die Dummen waren. In Afrika kann man jeden Tag mit Pockenkranken zusammentreffen. Die Krankheit kann beim heutigen Verkehr rasch über weite Strecken verbreitet werden.

Die Impfung ist ein Akt der Solidarität. Heute muß die Belehrung der Impfgegner den Pocken selbst überlassen werden.

Angesichts des kurzen Gedächtnisses der Allgemeinheit für Rückschläge, auch für große Epidemien, empfahl um 1800 ein sächsischer Bezirksarzt, die Impfung als rituelle Handlung durchzuführen, losgelöst von medizinischen Begründungen.

Ein Kapitel des primitiven Verhaltens von Mensch zu Mensch bilden die vermeidbaren kleinen Infektionen. Sie gehen unter den Bezeichnungen der «Schmier- und Schmutzinfektionen» und der «Tröpfcheninfektionen». Die erstern sind angesichts der Ausbreitung allgemeiner Sauberkeit zurückgegangen, so stark, daß selbst die heilsame sogenannte inappetente Immunisierung, die auch sogenannte stille Feiung, die durch Kontakt mit kleiner Erregermenge schützt, oft ausbleibt, zum Beispiel gegenüber der Kinderlähmung.

Weit gefährlicher ist die Verbreitung von Krankheiten durch Husten, die Tröpfcheninfektion: durch Anhusten und Ansprechen in allzu großer Nähe. Das gilt für Grippe, Pest, Tuberkulose. Mit den Tröpfchen schweben die Erreger. Hustendisziplin ist eine noch zu erfüllende Forderung in den Beziehungen von Mensch zu Mensch.

Naturwissenschaftlern ist klar, daß die Lues (Syphilis) eine germinativ übertragene Infektion ist (nicht eine Erbkrankheit), ein Leiden, das die Beziehungen von Mensch zu Mensch während nahezu eines halben Jahrtausends vergiftet oder, vielleicht kann man sagen, vergiftete.

Die berühmten Schiffe, die 1493 in Barcelona anlegten, hielten im Schiffsraum gefesselt Christoph Columbus, auf Befehl der allerchristlichsten Könige. Die Schiffsleute aber beherbergten, ohne alle Fesseln, in ihren Körpern die unsichtbaren Spirochäten, die nun unverzüglich ihren Siegeslauf durch ganz Europa antraten, Kriege entschieden (durch ihre Gruppenwirkung) und mit unseren Reisläufern auch zurück über die Alpen kamen und, unsägliches Unheil anrichtend, zu behördlichem Eingreifen führten.

Eine der segensreichsten gruppenmedizinischen Maßnahmen von Mensch zu Mensch ist die *Sozialversicherung*. Alle leisten dabei einen Beitrag gemäß ihren ökonomischen Verhältnissen zugunsten derjenigen, die

das Unglück haben, von Krankheit oder Unfall betroffen zu werden. Für ökonomisch Schwache ist staatlich vorgesorgt. Krankenkassen, Unfall-, Militär-, Invalidenversicherung übernehmen die Heilungskosten.

Vielfältige Erfahrung lehrt nun aber, daß in diesem Schritt, im «pursuit of happiness», im Haschen nach dem Glück unversehens ein Optimum überschritten werden kann.

Die Tatsache des Versichertseins wird nicht von jedermann ohne Schaden vertragen. Mit den Leistungen wachsen die Ansprüche mancher Versicherter, gleichgültig, ob obligatorisch oder privat versichert. Die Heilungsdauer wird länger gegenüber derjenigen bei Nichtversicherten.

Die Unfallneurose, das Haftenbleiben des Betroffenen in vermeintlichen Unfallfolgen, bedeutet nicht organische Schädigung des Gehirns, wie man lange Zeit geglaubt hatte, sie ist Folge des Versichertseins. Diese Neuroseform ist, rechtzeitig behandelt, heilbar. Diese Dispositionen werden gefördert durch die moderne Tendenz der Sicherstellung des Individuums nach allen Seiten.

Wir erkennen wieder die Leute, die im Mittelalter, obgleich gesund, Aufnahme in Lepraheimen erschlichen, um von Existenzsorgen befreit zu sein; nur sind sie heute entsprechend den vielen Wohltaten viel zahlreicher. Sie gleichen den Reisläufem, die, ohne krank oder verwundet zu sein, mit Krankentransporten heimzogen.

Die Durchdringung der Allgemeinheit mit Wohlfahrtseinrichtungen und deren Kehrseiten bleiben also nicht ohne Einfluß auf die Gesamtmentalität. Es ist merkwürdig, aber wahr, daß wesentliche Charaktereigenschaften des Menschen durch gewährte Sicherheit (*sécurité*) leiden. Selbständigkeit der Persönlichkeit, Verantwortungsbereitschaft gehen verloren (wie jede nicht geübte Funktion verkümmert), wenn das Gesetz, ärztliche Leistungen ins Gewaltige vervielfachend, auch die Nebenwirkungen vervielfacht.

Es ist, mit andern Worten, für die Allgemeinheit nicht von Gutem, wenn das Kranksein gewissermaßen verstaatlicht wird.

Die *Sécurité* droht in weiten Kreisen eine Einstellung zu schaffen, die man allgemein verständlich kurz als «Maginotmentalität» bezeichnen kann, eine Art Überversicherung und damit Abtötung der Initiative.

Es ist ein Glück für die Eidgenossenschaft, daß im Ausland aufsteigende soziale Neuerungen bei uns mit einer gewissen Verzögerung aufgegriffen werden. Dadurch wird auch ihre Amplitude meist mit abgeschwächt, gemäß inzwischen gemachter Erfahrung. In England hat eine stark rückständige Sozialversicherung der überstürzten Einführung der staatlichen Krankenbetreuung gerufen und dazu geführt, daß einerseits dem Kranken alles Mögliche und Unmögliche geradezu nachgeworfen wird, während andererseits die Ärzte nicht mehr über genügend Zeit verfügen, um sich den wirklich ärztlichen Angelegenheiten zu widmen.

Unsere Zeit, bewußter geworden für alle Beziehungen des Lebens, muß klar und offen auch diese Gefahren erkennen und sie zu vermeiden suchen.

Das Zusammenwirken all der medizinischen und hygienischen Maßnahmen läßt heute den Menschen durchschnittlich nahezu das biblische Alter erreichen.

So ist das Altersproblem zu einer großen Aufgabe von Mensch zu Mensch geworden.

Die Medizin kommt damit in eine ähnliche Lage wie die Göttin Eos, die einst für ihren Geliebten von Zeus ewiges Leben erwirkte, aber vergessen hatte, auch ewige Jugend zu verlangen. So schrumpfte der Unglückliche schließlich auf kleines Volumen und wurde in einem Schächtelchen mitgetragen. Wie Eos stehen wir den Problemen der Gerontologie oder Geriatrie gegenüber, nur um ein Vielfaches vergrößert.

Unsere Schächtelchen sind größer: es sind die Alterssiedelungen (Altersheime, -spitäler, -asyle, Versorgungshäuser), zu wenig zahlreich und zu klein. Neue Ideen beginnen sich auszuwirken, wie sie z. B. in dem Haushilfedienst der zürcherisch-kantonalen Stiftung für das Alter und nach diesem Beispiel auch anderswo organisiert worden sind und werden. Es lag der Gedanke zugrunde, aus der Bevölkerung sozusagen brachliegende menschliche Kräfte und Bereitschaft als Hilfe für gebrechliche Alte zu mobilisieren. Frauen im Alter von 35 bis über 60 Jahren helfen nun eine bis mehrere Stunden im Tag in den Haushalten und ermöglichen so manchen Alten, im eigenen Heim zu bleiben, was für viele einem Herzenswunsch entspricht. Wenn man in Zürich (Kanton und Stadt) die Schar der Betreuten, an die 1000, und die der Mitarbeiterinnen, an die 450, überblickt, wird die Wirkung von Mensch zu Mensch offenkundig. Viele Betreuerinnen haben darin auch erfahren, wie richtig Marie von Ebner-Eschenbach gesehen hat, wenn sie sagte: «Menschen, denen wir eine Stütze sind, geben uns den Halt im Leben.»

Bald wird das Problem der Alten zurücktreten hinter dem ungleich gewichtigeren der Übervölkerung der Erde, die Malthus vor 150 Jahren vorausgesehen hatte. Er fürchtete Hungersnot; dieser kann bei heutigen Verkehrsverhältnissen und ungestörter Ordnung begegnet werden.

Die Entwicklungsvölker werden nun all der hygienischen Maßnahmen teilhaftig, die die WHO (World Health Organization) mit Erfolg durchführt. «Eradication», Ausrottung der Seuchen, ist die Parole der WHO. Damit geht leider nicht parallel die geistige und ethische Entwicklung; es werden Gesundheit und Langlebigkeit vermittelt, aber die Vermittlung eigentlicher Kulturwerte bleibt hinter alter, einfacher Kultur meist weit zurück, die vielfach seichter Zivilisation gewichen ist.

Ein gescheiter Engländer, der es nach Stellung und Rang wissen mußte, erklärte kürzlich im Gespräch bezüglich einstiger Kolonien: «Wir Engländer waren bestrebt, Eingeborene zum „Zoon politikon“ zu machen, zum „political animal“. Die Franzosen wollten „educated animals“. Die Belgier „happy animals“. Das ist doch mehr als ein Bonmot. Anscheinend wird die „happiness“ am wenigsten vertragen. Die Vision aber schwarzer, brauner und gelber Menschenhochfluten, ohne entsprechende seelisch-geistige Entwicklung, ist gewiß nicht beglückend.»

Die Hoffnung, die Erhöhung des Lebensstandards setze die Geburtenzahl herab, scheint sehr trügerisch.

Vom Tode sei nur ein Wort über Euthanasie gesagt. Es handelt sich um ein Problem, das den Nichtmediziner stärker beschäftigt als den Arzt. Im Bienenstaat ist es kein Problem. Die Drohnen werden erbarmungslos beseitigt. Nota bene auch in Platons Staat wird diese Möglichkeit postuliert.

Im hippokratischen Eid schwört der Arzt, nicht zu töten.

Der moderne Arzt sieht in der «humanitas medici», die im Wesen des Arztseins liegt, das absolute Gebot, nicht zu töten. Wenn er andererseits mit Sicherheit Sterbende nicht stimuliert, so wird er mit allen Mitteln Schmerzen und Angst bekämpfen.

Eine verwandte Frage, die nach der Unterbrechung der Schwangerschaft, ein uraltes Problem, ist gesetzlich geregelt. Es wird eine Gefahr für die Mutter postuliert, die vom Arzt festzustellen ist. Dies ist ein technisches Problem. Besteht diese Gefahr, so anerkennt auch die Kirche die Zulässigkeit.

Einen neuen Aspekt gewann die Frage durch die Entdeckung der virusbedingten Embryopathie, die Krankheit des Fötus. Wenn eine Frau im zweiten und dritten Schwangerschaftsmonat Röteln, Rubeola, durchmacht, wissen wir – wie besonders auch Töndury gezeigt hat –, daß das Kind mit Sicherheit an Herz, Augen, Hörorgan aufs schwerste geschädigt zur Welt kommen wird. Es besteht also das eugenische Postulat an den Gesetzgeber, d. h. an alle, dies auch gesetzlich zu verankern. Die Natur erfüllt glücklicherweise nicht so selten selbst dieses Postulat.

Die Physiologie verlangt, daß auf Arbeit angemessene Ruhe und Erholung folgen muß.

Bei landläufigen Arbeitsleistungen spielt sich dieses Verhältnis von selbst in adäquater Weise ein. Dort, wo Höchstleistungen verlangt werden, bestimmt die Arbeitsphysiologie die Optima und die nicht ohne Gefahr zu überschreitenden Maxima.

Der «Boß», der solche Leistungen verlangt, zivil oder militärisch, muß das berücksichtigen.

Die Freizeitgestaltung ist zum Problem geworden. Vor einigen Jahren war in München ein Plakat angeschlagen: ein Gesicht von neurotischem Typus mit ängstlich-sorgenvollem Ausdruck, die Unterschrift: «Keine Angst vor der Freizeit.»

Herabsetzung der Arbeitszeit setzt nicht zwangsläufig Energie frei für andere vernünftige Betätigung (Sport) oder gar geistige Interessen (Spiel) oder körperliche Leistungen, denn oft fehlen die hierfür notwendigen Vorbedingungen.

Zum sozialen Problem ist es geworden, «wie genügend Anlässe für die tägliche Erschöpfung zu schaffen seien, um das Leben und seine Konsumfähigkeit überhaupt instand zu halten» (Hannah Arent).

Groß sind die Anstrengungen weiter Kreise, die freiwerdende überschäumende motorische Energie, die sich oft in Tand und Flitter, in Nichts aufzulösen droht und schließlich in Zerstörung ausartet, zu kanalisieren und nach kulturellen Zielen auszurichten.

Gefährlich erscheint besonders, es sei nochmals hervorgehoben, die Schaffung von sogenannten Bedürfnissen beziehungsweise Pseudobedürfnissen aus Geschäftsinteresse, von denen die Jugendlichen bereits einen erheblichen Prozentsatz am Gesamtkonsum bestreiten.

An die Freizeit schließt das Problem der Halbstarcken an, eines der Massenprobleme von Mensch zu Mensch, komplexer Genese, Ausdruck der gegenwärtigen sozialen Struktur, keineswegs etwa der bedrängten ökonomischen Lage der Einzelnen. Naturwissenschaftlich-medizinisch handelt es sich um ein Produkt von Pubertät, Erziehung, Heredität und Umwelt in wechselndem Mischungsverhältnis. Flegeljahre galten stets als physiologische Entwicklungsstufe. Nicht jeder Flegel oder gar jeder Teenager wird zum Halbstarcken. Aber auch diese bilden keine grundsätzlich neue Erscheinung, qualitativ gab es sie von jeher. Das Hauptkennzeichen liegt heute im Quantitativen, in der Zusammenrottung, Bandenbildung als Erscheinung der Massenpsychologie. Man denke an Studentenstreiche vom Mittelalter bis in die Gegenwart, gelegentlich witzig, oft läppisch, selten aber gefährlich. Ängstliche Basler hatten vor 500 Jahren des Studentenunfuges wegen Bedenken gegen die Gründung der Universität. Professoren mußten im 16. Jahrhundert etwa bewaffnet gehen, wenn sie den Studenten unliebsame Bemerkungen gemacht hatten (wie Fabricius von Aquapendente in Padua). Es kommt nicht in erster Linie auf die zahlenmäßige Größe, sondern auf homogene Zusammensetzung dieser Massen an.

Beispiel: Bei Abschluß der letzten Vorlesung im chirurgischen Hörsaal im alten Kantonsspital vor 9 Jahren zerschlug plötzlich ein Student mit einem schweren Dreibeinsessel einen Tisch; das war das Signal für die Gesamtheit der Hörer, es ihm gleich zu tun. Die psychische Kontagion wirkte wie ein Kommando, alles wurde kurz und klein geschlagen. Induzierter Kollektivvandalismus Jugendlicher, die immerhin keine Teenager mehr waren, mit Maturität als Ausweis ihrer Unreife und zwei medizinischen Examina, eher Infantilismus und Puerilismus. Allzu große Geborgenheit, Mangel an Abenteuer schaffen solches Verhalten.

Angehäufter geistiger Explosivstoff wartet nur auf die Zündung zur Auflehnung gegen jede Autorität, jeden Druck oder vermeintlichen Druck von seiten der Familie, der Schule, der Lehrer, gegen Rankünen, Revanchen, geistige Leere des Milieus, wie sie etwa bei Intervention von Vätern zugunsten ihrer Sprößlinge, oft in lächerlicher Affenliebe der Mutter nicht selten Mitursache der Überheblichkeit ist. Es kommt dazu der vielen Menschen innewohnende konstitutionelle Zerstörungstrieb.

Das Kollektiv bietet dem Einzelnen Kraft, Sicherheit und vor allem Verantwortungslosigkeit (Le Bon, 1895).

Bei Rädelsführern handelt es sich nicht selten um hereditär Defekte, dann sind wohl erziehende Einflüsse meist wirkungslos, ganz anders bei den Mitläufern, die nicht oder nicht so intensiv konstitutionell prädestiniert zu sein brauchen.

Die Teenager sind ökonomisch von Bedeutung, weil ein erheblicher Prozentsatz des Gesamtumsatzes von ihnen bestritten wird, was wiederum die Schaffung sogenannter Bedürfnisse induziert.

Daß halbstarke Mädchen, unter Hintansetzung weiblichen Anstandes, eine bedeutende Rolle spielen, liegt ja gerade in der Pubertätsbedingtheit und bedeutet einen Rückfall in Bachofens Urzustand der menschlichen Gesellschaft, den Hetärismus.

Die Familie bildet den Kern menschlicher Zusammengehörigkeit. Die Strukturveränderungen, die ihr die ökonomische Situation aufgezungen hat, haben aber ihre Kohäsion vermindert. Die Mutter ist vielfach auch berufstätig, der großelterlichen Generation mit ihrem wohlthuenden Einfluß fehlt oft der Platz. Die ideale Lösung des Generationenproblems im noch erfreulich fortlebenden bernischen «Stöckli» betrifft nur einen kleinen Sektor der Allgemeinheit.

So ist die kleine Welt der Kinderstube oft nicht mehr realisiert, physisch und psychisch nicht mehr.

Die Kinderstube altbaslerischer Prägung, viel verspottet wegen ihrer Übersteigerung im Kodex des «me», d. h. das, was «me» – man – tut, und das, was man nicht tut.

«Dert goht me-n-ane, macht me mit,
so ebbis sait me, duet me nit. –
Do seht me wider, wenn me's z'bunt
drybt, wo me schließlig ane kunnt.»

Rückblickend wirkt dieses altmodische, menschliche Beziehungen regelnde ungeschriebene Gesetz heute vielleicht nicht mehr so lächerlich und so zopfig wie einst, als man selbst Teenager war.

Die *ärztliche Technik* ist ein Teil des ärztlichen Seins. Die Griechen stellten oft den Sohn des Äskulap, den Dämon der ärztlichen Technik, mit seinem Vater zusammen dar, bildeten ihn klein, in Gestalt eines Schröpfkopfes, des Symbols damaliger ärztlicher Technik; das Größenverhältnis war richtig. Äskulap ist gewachsen, aber auch Telesphoros hat ungeheuer zugenommen. Die Spezialisierung der Medizin ist durch die Techniken erzwungen, die sich je für Diagnostik und Therapie bestimmter Organsysteme verschieden entwickelten und wissenschaftlich wie praktisch überaus erfolgreich geworden sind, überall siegreich. Die Technik beginnt auch hier zu befehlen und zu herrschen.

Wir müssen aber darüber wachen, daß der Telesphoros dem Äskulap nicht über den Kopf wächst.

Es ist wohl kein Zufall, wenn am internationalen Internistenkongreß in Basel ein Vortragender aus den USA eindrücklich die «De-emphasis of the Machine» verlangt hat, die Entblähung der überblähten Hochachtung vor der Maschine in der Medizin. Zwischen die Menschen hat sich auch hier die Maschine gestellt, oft helfend, aber auch etwa hemmend.

Nicht die Maschine ist schuld, sondern ihre Bewunderer. «Nicht der Vergolder macht den Götzen, sondern der Anbeter», sagt Gracián, der kluge Spanier.

Wenn die Heilkunde immer neue Bezirke erschließt, in der Prophylaxe wie in der Nachbehandlung, so kann die Medizin allein diese Gruppenaufgaben nicht mehr bewältigen. Sie bedarf speziell ausgebildeter

Laien, vor allem Laienhelferinnen, denn die neuen Sektoren, medizinisch fundiert, bedürfen vor allem pflegerischer Einstellung und pflegerischer Kräfte.

Es ist danach wohl zu erwarten, daß das medizinische Frauenstudium zu, das der Männer abnehmen wird, weil die Heilkunde pflegerischer wird und dadurch mehr an das Gefühl als an den Intellekt appelliert.

Das gilt nicht für den wissenschaftlichen Sektor, vorausgesetzt, daß wir nicht auch hier fortfahren, die Existenzbedingungen dauernd zu niedrig zu halten.

Das Wesen medizinischer Leistungen am Einzelnen wie an der Gesamtheit liegt in der Beseitigung von Schäden, also von Zuständen, die als Hemmungen, als negative Momente im Leben empfunden werden. Das Verschwinden negativer Momente wird, sobald die Norm wieder erreicht ist, gar nicht mehr empfunden, und selbst wenn der Kranke vorher alles versprochen hatte, wenn er nur wieder gesund werde, so hat er bei wiedergewonnener Gesundheit oft alles vergessen, Leiden, Behandlung, Arzt; nur der Pflege denkt der Genesene gelegentlich noch dankbar, Erinnerung an die Mutter.

Treffend charakterisiert ein italienisches Sprichwort diese Situation:

Passato il pericolo, gabbato il Santo.

Ist die Gefahr vorbei, wird der Heilige verlacht.

Ob man hier einsetzt: Heiliger, Helfer, Mitmensch, Arzt, ist grundsätzlich gleich.

Zum Schluß eine intermenschliche Beziehung vom andern Pol her.

Größere Bedeutung, als allgemein angenommen, kommt in den Beziehungen von Mensch zu Mensch dem Aberglauben zu. Die Heilkunde begegnet ihm häufig. Die meisten spezifisch medizinischen Aberglauben sind einstige ärztliche Anschauungen und Schulweisheiten (von der Heilkunde längst verlassen, im Volk aber konserviert). Der Aberglaube hält sich in der Medizin hartnäckiger und ist viel enger an sie gebunden als in andern angewandten Naturwissenschaften, etwa in der Meteorologie, ist in der Medizin aber viel gefährlicher.

Homer läßt bei dem vom Eber verwundeten Odysseus die Blutung durch Beschwörung stillen.

Betreten wir heute einen innerschweizerischen Stall, so wird jeder Orientierte sein «Glück im Stall» murmeln, ob Bauer, ob Tierarzt, ob Wissenschaftler.

Im «Goldenen Ring über Uri» zeigt Eduard Renner die Imprägnation der Bergler mit magischen Vorstellungen. Nicht nur sie, auch Gelehrte zeigen oft ausgesprochen abergläubische Züge.

Der Glaube an die Magie kommt andererseits der Therapie zu Hilfe. Der Mangel an Gefühl für das Irrationale und seine Bedeutung von Mensch zu Mensch, hier von Arzt zu Patient, kann wissenschaftlich trefflich ausgerüstete Mediziner hindern, gute Ärzte zu sein, während das Gefühl für das Irrationale dem unwissenden Kurpfuscher Erfolge bringen kann.

Dem rein naturwissenschaftlich eingestellten Arzt fällt das Verständnis dafür oft schwerer, und es kann mit Worten kaum gelehrt werden; er leistet daher sein Bestes in den technischen Sektoren der Heilkunde.

Das «Magische» im Verhältnis von Patient zu Arzt liegt oft schon in der befreienden Macht der Aussprache und in der Bereitschaft des Kranken, sich in den Schutz der Persönlichkeit des Arztes zu begeben. Jede dem Patienten angepaßte Form der Psychotherapie ist dann erfolgreich, so sehr die Vertreter der einzelnen formalen Unterteilungen gegenseitig das Gegenteil behaupten.

Wissenschaftliche Epochen, die die praktische Tätigkeit vernachlässigten, haben das Kurpfuschertum gefördert. Nie blühte es so wie während der wissenschaftlich-diagnostisch hochbedeutenden Zweiten Wiener Schule vor rund 100 Jahren mit ihrem therapeutischen Nihilismus, der die Versorgung des Kranken vergaß und ihn damit zum Kurpfuscher trieb.

Diese Situation erhellt aus einem Gedicht des zeitgenössischen Klinikers Kußmaul. Der Wiener Mediziner, der mit seinem Freund einen Spaziergang macht, erklärt alles, erklärt wissenschaftlich korrekt, auch die plötzliche Erkrankung des Freundes, was dann so endet:

Rief der Freund: wie wird mir plötzlich?
Dreht die Welt im Ring sich um?
Bohren Messer mir im Schädel?
Droht mir das Delirium?
Sprach der Wiener Mediziner:
Bist ein wunderschöner Fall,
Hast Entzündung des Gehirnes
Und gehörst ins Hospital.

Rief der Freund: wie herrlich kühlet
Mir das Eis den heißen Kopf!
Doch nach vierundzwanzig Stunden
War er weg, der arme Tropf.
Sprach der Wiener Mediziner:
Holt die Säge stark und groß,
Daß ich ihm den Schädel öffne,
Ob ich traf die Diagnos!

Die Schilderung, gewiß überspitzt, trifft den Kern der Situation. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn der Kranke Hilfe sucht, wo er sie zu finden hofft. Der Kurpfuscher ist der Strohalm für den Ertrinkenden, so verstanden, ein Auswuchs am gesellschaftlichen Organismus, aber keine bösartige Geschwulst. Heute wäre der Freund durch Antibiotika leicht zu retten, aber nur unter der Voraussetzung der richtigen Diagnose. Die Diagnostik aber «um der Diagnostik willen» hat uns die Wiener Schule gelehrt. Heute, nach 100 Jahren, folgt ihr die ent-

sprechende Therapie. Das Leben ist kurz, und die Kunst ist lang, lang auch in ihrer Entwicklung.

Zum wichtigsten Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch, zur Sprache, sind medizinisch-naturwissenschaftliche Aussagen nur möglich über Art, Ort und Mechanismus der zum Sprechen notwendigen Hirnpartien, der sogenannten Sprachzentren, der Nerven und Muskeln und ebenso über Störungen in all diesen Bereichen.

Dem Wesen der Sprache ist man durch diese recht tiefgreifenden Erkenntnisse aber nicht viel näher gekommen. Die innere Sprache ist nur subjektiver Beobachtung zugänglich, so kann man etwa das prälogische Wogen des Denkens und der eigenen inneren Sprache wahrnehmen, wie sie auch wieder einige wenige Dichter, Du Jardin, Joyce, Schnitzler, zur Darstellung bringen konnten.

Außerhalb der Naturwissenschaft, nicht aber ihrer Vertreter, steht eine spezifisch menschliche Gabe, die die Beziehungen der Menschen erleichtert, deren Fehlen sie erschwert: der Humor. Weder an den Bienen noch auch kaum an den Katzen ist etwas davon wahrzunehmen.

Es war ein Arzt, der gesagt hat: «Mieux vaut de rires que de pleurs écrire, pour que le rire est le propre de l'homme». (François Rabelais.)

Wir können zwar scharf lokalisieren, von welchem Hirnteil aus die komplexe Nerven-Muskel-Leistung des Lachens ausgelöst wird: Das Lachen läßt sich unwiderstehlich auslösen durch elektrische Reizung des oralen ventralen Thalamuskerns.

Das ist aber kein Affekt, sondern eine Ausdrucksbewegung. Wie jedoch der Affekt die präformierte Konstellation im Thalamus in Aktion setzt, bleibt uns unfaßbar.

Jedes der angeschnittenen Kapitel würde eingehende Darstellung verlangen, jedes einzelne böte Material für mehr als einen Vortrag, abgesehen von zahlreichen Kapiteln, die nicht einmal erwähnt werden konnten, was in einem Katalog nötig wäre.

In der Würdigung der Beziehungen von Mensch zu Mensch dachten wir an die Worte des Erasmus, mit denen wir schließen:

«Mahnen wollen wir, nicht beißen, nützen, nicht verletzen, menschliche Beziehungen fördern, nicht schädigen.»